

Markus Rieger-Ladich
Das Privileg

Schriftenreihe Band 11004

Markus Rieger-Ladich

Das Privileg

Kampfvokabel und Erkenntnisinstrument



Markus Rieger-Ladich, geboren 1967, studierte Philosophie, Germanistik und Erziehungswissenschaft an den Universitäten Marburg und Bonn. Er lehrt als Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Lehraufträge führen ihn u.a. nach Basel, Zürich und Tokio, und er schreibt politische Feuilletons für das Online-Magazin *rauchzeichen*.



Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2023

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

© 2022 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH, Ditzingen

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: © skynesher / E+ via Getty Images

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7425-1004-4

www.bpb.de

Inhalt

- Warum gibt es dieses Buch? 9
- 1 Worum wird gestritten?** 13
- Brisante Kippeffekte 16
 - Verschiebung der Kräfteverhältnisse 19
 - Hegemoniale Kämpfe 21
 - Zwei unterschiedliche Lesarten 23
 - Zum Programm 27
- 2 Wie kam das Privileg in die Welt?** 29
- Probleme der Begriffsbestimmung 32
 - Das Alte Reich 33
 - Eine praktische Allzweckwaffe 37
 - Gesellschaftliche Ausdifferenzierung, steigende Komplexität 39
 - Der Charme der Geometrie 42
 - Die Französische Revolution und der Dritte Stand 46
 - Der Bürger blickt nach vorn 51
 - Reformbedarf in Preußen 54
 - Revolutionäre wider Willen 57
- 3 Wie funktioniert das Bildungsprivileg?** 60
- Prozesse sozialer Schließung 61
 - Helmut Schelsky ist besorgt 65
 - Ralf Dahrendorf meldet Zweifel an 67
 - Bringschuld und Holschuld 72
 - György Széll wirbt für Präzision 75
 - Eine Streitschrift aus Frankreich 79

Pierre Bourdieu besucht Internate	82
Krise der Reproduktionsstrategien	85
Dirigierungsfunktion und Eliminierungsfunktion	88
Fatale Selbstentwertung	90
Cooling out	93
Die USA und ihr Gründungsmythos	96
Talking Back	98
Permanente Wachsamkeit	101

4 Warum sprechen wir heute von Privilegien im Plural? 103

Doppelter Verrat	106
Das Combahee River Collective veröffentlicht ein Manifest	108
Schockwellen in der weißen feministischen Community	111
Peggy McIntosh blickt in den Spiegel	114
White Privilege	117
Ein unsichtbarer Rucksack	120
Die Gründungsurkunde	123
Ein vergiftetes Geschenk	127
Weißsein als Forschungsgegenstand	133
Doppeltes Bewusstsein	136
Mitgliedschaft im »weißen Club«	139

5 Was tun mit Privilegien? 144

Variante 1: Privilegien in Anspruch nehmen	149
Variante 2: Privilegien checken	152
Variante 3: Privilegien umverteilen	155
Variante 4: Privilegien verlernen	157
Variante 5: Privilegien bekämpfen	159
Einwände unterschiedlicher Art	161

Kritik am Privilegiencheck	162
Kritik an der Rede von Umverteilung	164
Kritik am Verlernen von Privilegien	166
Eklatanter Mangel an Theorie	167
Privileg als Erkenntnisinstrument	170
Horizontwahrnehmung	172
Anmerkungen	175
Dank	192

Warum gibt es dieses Buch?

Vor gut hundert Jahren, im April 1922, wurde meiner Großmutter ihr Abschlusszeugnis ausgehändigt. Josefine Imhof war »Jahrgang 09«, wie sie das nannte, wobei der Dialekt aus Unterfranken, ihrer Heimat, immer deutlich zu erkennen war. Sieben Jahre lang hatte sie die Volkshauptschule in Laufach besucht. Und das mit Erfolg: Ihr Zeugnis verzeichnete dreizehnmal die Bestnote; nur beim Singen musste sie sich mit einer Zwei begnügen.

Gleichwohl war dieses Zeugnis weitgehend wertlos. Es eröffnete meiner Großmutter keine nennenswerten beruflichen Perspektiven. Als Tochter eines Vaters, der sein Geld als Arbeiter in einer Metallfabrik verdiente, und einer Mutter, die sich um den Haushalt der sechsköpfigen Familie kümmerte, führte

ihr Weg direkt in eine Kleiderfabrik, wo im strengen Akkord gearbeitet wurde.

Dieser entkam sie erst, als sie von einer weithin angesehenen Familie als Dienstmädchen angestellt wurde. Es erfüllte sie mit großem Stolz, für die »Herrschaft« arbeiten zu dürfen. Wann immer sie von dieser Zeit erzählte, wurde deutlich, dass es einer Auszeichnung gleichkam, mit der Pflege der feinen Tischdecken betraut zu werden oder die Heißmangel zu bedienen.

Josefine Imhof wuchs in einer Welt auf, die von ausgeprägten Asymmetrien und Hierarchien strukturiert war. Es gab die »bessern Leut'«, und es gab die »einfachen Leut'«. Sich selbst zählte sie zu den Letzteren. An der Legitimität dieser Zweiteilung der Welt hatte sie nie Zweifel anklingen lassen. Weit davon entfernt, die ungleiche Verteilung von Kapital und Teilhabe, von Anerkennung und Lebenschancen zu kritisieren, genoss sie es, als Dienstmädchen Teil eines großbürgerlichen Haushaltes zu sein. Von der Aura dieser Familie, die sie ausgesprochen fair behandelte, strahlte etwas auf sie ab. So hat sie das wohl erlebt.

Für unsere Ohren klingen solche Schilderungen befremdlich. Es regt sich ein gewisses Unbehagen, wenn wir Erzählungen lauschen, nach denen manchen Personen mehr zustehen soll als anderen, wenn unterstellt wird, dass eine kleine Gruppe Anspruch auf eine Sonderbehandlung besitzt. Die Irritationen nehmen noch zu, wenn diese eigentümlichen Botschaften ausgerechnet von jenen verkündet werden, die selbst keinerlei Begehlichkeiten erkennen lassen, die bereitwillig in die zweite Reihe treten und ihre Bestimmung in einer dienenden Funktion zu finden scheinen.

Auch wenn die extreme Ungleichverteilung von Ressourcen und Entwicklungsmöglichkeiten noch immer existiert, lässt sich doch beobachten, dass die Zustimmung zu den herrschenden Verhältnissen zunehmend aufgekündigt wird. Viele derer, die lange Zeit übervorteilt und für ihre »Bescheidenheit« ge-

schätzt wurden, erheben nun ihre Stimme, melden sich zu Wort und artikulieren ihren Unmut. Sie pochen darauf, endlich gehört zu werden und machen unbequeme Sachverhalte zum Gegenstand. Sie thematisieren Rassismus und Sexismus, weisen auf Antisemitismus und Islamfeindlichkeit hin, identifizieren Homosexuellen- und Transfeindlichkeit.

Eines der wirkungsvollsten Instrumente, auf das Aktivist:innen dabei zurückgreifen, ist der Begriff des Privilegs. Seit einigen Jahren prägt er politische Debatten, studentische Diskussionen und popkulturelle Kontexte. Kaum eine Zeitdiagnose kommt ohne ihn aus. Und das aus gutem Grund: Mit seiner Hilfe lassen sich gesellschaftliche Phänomene als Missstand markieren und skandalisieren. Ob es um ökonomische Ungleichheit, patriarchale Strukturen oder institutionelle Diskriminierung geht – in jedem Fall bietet sich eine Variante des Privilegienbegriffs an, um der jeweiligen Kritik Nachdruck zu verleihen. Auf diese Weise hat sich der Begriff des Privilegs zu einer populären Kampfvokabel entwickelt.

Und doch wird immer wieder einmal der Verdacht geäußert, es handele sich bei der Privilegienkritik um ein Projekt von Eliten: Jene, die bei den gesellschaftlichen Verteilungskämpfen zu den Verlierer:innen zählen, würden dabei geflissentlich übersehen. Ausgerechnet die Gruppe, die meine Großmutter zu den »einfachen Menschen« zählte, würde davon nicht profitieren. Ihre Interessen, heißt es, würden in den identitätspolitischen Debatten kaum gehört. Unvertraut mit dem akademisch geprägten Jargon, in dem diese Auseinandersetzungen geführt werden, würden sie ein weiteres Mal übergangen.

Diesem Verdacht will ich in meinem Buch nachgehen. Gerade weil ich die Kritik an Privilegien für unverzichtbar halte, müssen wir beobachten, wer dabei vergessen wird. Statt also die Privilegienkritik zu diskreditieren, gilt es, sie weiterzuentwickeln – und ihre Praxis auf den Prüfstand zu stellen. Dementsprechend richte ich das Augenmerk darauf, *wie* wir von

Privilegien sprechen: Wer wird dabei zum Gegenstand gemacht? Und wer nicht? Wessen Interessen werden dabei artikuliert? Und welche werden übersehen?

Wenn die Diskussion um Privilegien eine solche selbstkritische Wendung nimmt, ließe sich womöglich vermeiden, dass die Opfer von Armut und Ausgrenzung, von Diskriminierung und Anfeindung noch länger gegeneinander ausgespielt werden. Ich hoffe, dass mein Buch zu dieser Selbstverständigung einen Beitrag leistet. Dann hätte es seinen Zweck erfüllt.

Gewidmet sei es Josefine Imhof, meiner Großmutter. Sie hoffte immer auf Visitenkarten ihrer beiden studierenden Enkel, von meiner Schwester und mir. Sie hat es nicht mehr erlebt, als wir damit begannen, akademische Titel zu sammeln.